fliegt zur Erde — Und der Fremde jauchzt vor Lust! — Schau, ich bin Franz Wild, so ruft er — Und drückt beide an die Brust. — Teures Weib, geliebte Kinder, — Alle Schätze fremder Erd' — Geb ich hin für eure Liebe — Und den heimatlichen Herd. — Aber sagel, wo ist Aennchen? — Führet sie zu mir geschwind; — Da sprach Karl, es ist im Himmel. — Wo die lieben Engel sind. — Hat den lieben Gott bestürmet — Dort mit Bitten und mit Flehen, — Daß am heut'gen Weihnachtsabend — Wir dich zärtlich wiedersehen.

Eine Gabe für das Christkind.

I.

Es war helle Aare Christnacht. Silbern stand der Mond am tiefblauen Himmel und warf seinen lichten Schein über die kahlen Bäume und Sträucher, daß sie im Schmuck der weichen Schneefälle zauberhaft flimmerten. Die Luft war frisch, aber nicht unangenehm kalt, und als in der Morgenfrühe die Glocken mit feierlichem Schall das lieblichste und seligste der Feste einläuteten, da sah man viele heitern Antlitzes ihre warme Behausung verlassen, und dem strahlend erleuchteten Gotteshause zustreben, um dem göttlichen Kinde, das in dieser Nacht herabstieg, unsere arme Erde mit seiner heiligen Gegenwart zu beseligen, ihre Anbetung darzubringen. „Glückseliges Christfest!" tönte es von Mund zu Mund durch die Reihen der frommen Kirchgänger, und auf allen Gesichtern lag der Widerschein der reinen innern Freude.

Auch Ludwig Grei, so hieß der Mann, von dem unsere Geschichte handelt, nickte freundlich Antwort auf all die Grüße, die ihm zuteil wurden, obschon er nur wenige der Vorübergehenden kannte. Aber er achtete eben nicht auf seine Umgebung; er dachte an ganz andere und zwar sehr traurige Dinge.

Ludwig war ein einfacher Mann. Seine Eltern waren früh gestorben. Ein Onkel hatte sich mit treuer Sorge seiner angenommen und ihn zum Ingenieur ausbilden lassen. Später hatte er eine Anstellung in einem bedeutenden Eisenwerke in den Vereinigten Staaten erhalten und dort sein Glück gemacht. Es gelang ihm, einige wichtige Unternehmungen mit sehr gutem Erfolg zu Ende zu führen und dies brachte ihm einen geachteten Namen sowie großen Reichtum ein. Da war ihm eines Tages eine braunlockige Jungfrau mit sanften, treuen Augen begegnet. Das hatte sein Geschick entschieden. Heute waren es gerade acht Jahre geworden, daß er, seine geliebte Maria in sein trautes Heim eingeführt, und als zum zweiten Mal darnach das hl. Weihnachtsfest ins Land zog, da hatte sie in den Armen ein niedliches kleines Mägdlein getragen, ihr treues Ebenbild. Das Glück der beiden Gatten war jetzt vollkommen. Wenn nur nicht dem heitersten Morgen zuweilen ein sehr trüber Tag folgte!

Dem jungen Manne schien nichts anziehender, als dem Walten seines vielleicht zu sehr geliebten Weibes zuzuschauen und ihrem heitern Geplauder zu lauschen, dem sich allmählich auch die ersten noch kaum verständlichen Worte seines Töchterleins zugesellten. Als die kleine Maria gelernt hatte, ohne Hülfe zu gehen und nun munter in allen Räumen des traulich eingerichteten Hauses umhertrippelte, da begannen der Mutter frische Wangen zu bleichen und ein kurzer, trockener Husten kündete Schlimmes an. Man sagte dem trostlosen Gatten, eine Seereise könne das gefährdete Leben vielleicht noch retten. Unverzüglich wurde nun Maria mit ihrem Töchterchen auf ein Schiff gebracht, welches nach England, ihrer teuren Heimat, steuerte. Ludwig war augenblicklich durch wichtige Geschäfte abgehalten, mitzureisen und gedachte auf einem der nächsten Schiffe zu folgen.

Aber der stolze Dampfer, dem er sein ganzes Glück anvertraut, sollte seinen Bestimmungsort nie erreichen. Nahe der Küste brach ein heftiger Sturm los und schleuderte das Schiff auf eine Sandbank, wo es sitzen blieb. Die Mannschaft und die meisten Passagiere fanden ihren Tod in den Wellen. Fast alle andern erlagen dem Hunger und einer tückischen Krankheit, welche ausbrach und die Unglücklichen in kurzer Zeit hinwegraffte. Die wenigen, welche sich in ein Boot gerettet hatten, wurden nach mehreren Tagen, die sie in unsäglicher Angst und Not zubrachten, von einem vorüberfegelnden Schiff bemerkt und nach England gebracht. Maria war nicht bei ihnen. Ihr Name und derjenige ihres Kindes standen auf der Liste der Ertrunkenen.

Auch die Hoffnung, es könne hierbei vielleicht ein Irrtum obwalten, war dem unglücklichen Vater benommen; denn einige der Geretteten bezeugten, daß sie sie hätten mit den Wellen kämpfen und untergehen sehen. „Ach," seufzte der hart getroffene Mann in trostloser Verzweiflung, „warum ließ Gott sie denn nicht zu Hause sterben! Ich könnte denn wenigstens an ihrem Grabe beten und hätte auch mein Kind behalten."

Das war vor fünf Jahren geschehen. Er hatte rastlos gearbeitet, um seinen Kummer zu vergessen, aber vergebens. Nun hatte er seine Geschäfte in Amerika abgewickelt und war vor einigen Wochen nach England gekommen. In einer kleinen Stadt nahe dem Hafen, wo damals seine geliebte Maria hätte landen sollen, hatte er seine Wohnung genommen. Es war kein Wunder, daß am heutigen Morgen beim Anblick der herrlichen Landschaft und all der fröhlichen Menschen die Erinnerungen stärker in seinem Herzen erwachten.

Die Vorstellung dessen, was hätte sein können, wenn sein treues Weib noch lebte und sein geliebtes Töchterchen an seiner Seite trippelte, entrollte sich lebendiger vor seinem innern Blick und stimmte sein Gemüt unsäglich traurig. Er erreichte die Kirche gerade, als der Gottesdienst begann. Es war noch früh am Tage und darum wurde nur eine stille hl. Messe gelesen. Der Priester hielt nach dem Evangelium eine kurze Ansprache an die Gemeinde, in welcher er mit feurigen Worten die unendliche Liebe schilderte, welche das göttliche Kind in unser Elend herabgezogen, und in eindringlicher Weise ermahnte, daß auch wir um Christi willen unsern Nächsten lieben und den Armen Gutes tun sollen.

Ludwig war tief bewegt. Er beschloß, den Worten des Priesters zu folgen und dem göttlichen Kinde eine ihm wohlgefällige Gabe zu opfern. Er wollte eine arme Familie beglücken, indem er ihre Not linderte und eines ihrer Kinder zu sich nahm. Vielleicht brachte das auch seinem traurigen Gemüte Trost und Linderung. Als die hl. Messe zu Ende war, ging er zum Krippchen, welches in einer Seitenkapelle aufgestellt war und ließ eine reichliche Gabe in den Opferkasten gleiten. Er wollte Gottes Segen zu seinem frommen Vorhaben erflehen.

Als er, halb von einem hohen Pfeiler verborgen, noch betend dort kniete, hörte er zögernde Schritte von Kinderfüßchen und erblickte bald ein kleines Mädchen, welches sich vorsichtig der Krippe nahte. Eine Hand hielt es in einer Falte des Kleides verborgen, als wolle es nicht sehen lassen, was es trug. So nahte es dem Altare, kniete für eine Minute nieder und beugte sich dann über die Statue des Jesuskindes, während es flüsterte: „Das will Elly dir schenken, liebes Jesukindchen;" dabei legte es etwas nieder, das im Schein der Kerzen hell glänzte, und verließ dann eilig die Kirche.

Was mochte die Kleine zurückgelassen haben? Ludwig stand auf und sah zu; da lag zu Füßen des Jesukindes ein Stechpalmenzweiglein, voll von dicken, roten Beeren. Aber was hatte den Zweig denn so glänzend gemacht? Er fand es bald: an einem schmalen Seidenbande hing eine silberne Medaille, welche mit dem Bilde der unbefleckten Empfängnis geziert war. Offenbar hatte das Band sich vom Halse der Kleinen gelöst und war herabgefallen, ohne daß das Kind es merkte. Ludwig nahm die Medaille an sich, um sie der Eigentümerin zurückzugeben. Während er noch damit beschäftigt war, sie in seiner Brieftasche zu verbergen, schweiften seine Gedanken weiter.

War dieses vielleicht das Kind, welches er annehmen sollte? Er hatte ja gerade eben den Entschluß gefaßt, wollte der Himmel ihm nun einen Fingerzeig geben? Ludwig Grei beschloß, die Sache zu verfolgen.

Die Kleine war noch nicht weit gegangen, er fand sie in der Nähe der Kirchentür.

„Wie heißest du, mein Kind?"

„Elly."

„Wie noch mehr?"

„Gar nicht anders mehr, nur Elly."

„Wo wohnest du denn?"

„Bei Großmama."

„Willst du mich wohl mit zu ihr nehmen?"

„O ja."

Sie schob ihre kleine Hand in die seinige und so gingen sie fort. Elly wurde bald zutraulich und plauderte von diesem und jenem, während Grei sich redlich bemühte, auf ihre Ideen einzugehen. Seine Gedanken waren jeden Augenblick wieder mit der Vergangenheit beschäftigt und malten immer und immer wieder aus, wie lieb und traut und heiter es jetzt in seinem Hause sein könnte, wäre nicht jener Sturm gekommen und hätten die Wellen nicht so grausam sein Liebstes geraubt.

Güldene Brockensammlung.

Ein böses Laster, liest man oft — Sei doch der Neid zu nennen — Das Glück, worauf der Nächste hofft — Will Neid ihm nicht vergönnen — Da denk ich wohl: Sei still, auch du — Gehörst zu dieser Sorte — Nur deckst „dein neidisch sein" du zu — Mit einem anderen Worte — Wenn immer drauf du Verse machst — Um Brötchen zu bekommen — Dann schön ins Fäustchen du dir lachst — Hast andern du's genommen — Und wenn du liest manches Mal — Von Summen, anderen Zwecken — Vermacht so oft, gar hoch an Zahl — Will das den Neid dir wecken — Jawohl, der beste Sammelmann — Bist du im deutschen Reiche — Schwer ist, daß noch ein anderer kann — Sich stellen dir zum Vergleiche — Doch wenn du hörst, man hab' vermacht — Dem Bonifatiusverein große Summen — Steigt auf, weil dir's nicht zugedacht — Zu dir ein neidisch Brummen — Doch lieber Leser, Neid ist's nicht, — Wenn ich mich drob betrübe — Denn das halt ich für heil'ge Pflicht, — Daß den Verein ich liebe — Nur ist es meine Meinung da — Ich könnt' ihn unterstützen — Wenn ich nun der Diaspora — Wollt' mit Monstranzen nützen — Wie hart, wenn dort dem Hochaltar — Ein solch Gefäß noch fehlte — Zum nötigsten, das ist doch klar — Es jede Kirche zählte — Sehr teurer solch Gefäß nun ist — Kauft man's beim Juwelier — Wer's mir nicht glaubt, zu dieser Frist — Der's einmal frisch probiere — Wer drum dem Bonifatiusverein — Ein Sümmchen wollte schenken — Der könnt' statt dess', und das wär fein — An unsre Sammlung denken — 5000 Mark sei'n mal genannt — Wenn ich die just bekäme — Wie herrlich würden sie verwandt — Wie gern ich an sie nähme — Ich schnitt's in alle Rinden ein — Wie brav der Mann gewesen — Doch würd' gleich lieb es mir auch sein — Wär's von 'ner Frau zu lesen — Ob wohl in dieser Weihnachtszeit — Sich solch ein Geber findet? — Ich könnte fürder keinen Neid — Den Lesern sei's verkündet — Drum, liebes Christkind, sei so gut — Und weck mir einen Rentner — Auf laut ihn an und mach ihm Mut — daß er von seinen Zentner — Des Goldes, das er doch nicht mit — Ins tiefe Grab kann nehmen — Dem Bettelmann erfüll' die Bitt' — das wird' den sicher zähmen. — Wen ich dabei im Auge hab' — Den'n du das möcht'st bestellen — Und weich sie machen für die Gab! — Sind reiche Junggesellen — du weißt ja wohl, sie hängen ja — Am Gelde oft wie Kletten — Wie viel in der Diaspora — Könnt solch ein Mann wohl retten! — Und wo wär besser angewandt — Was Gott der Herr gegeben — Wird es als Fahrgeld hingesandt — Zur Reis' ins ew'ge Leben.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Kaarst 5 Mark.
Ungenannt 1 goldener Ring mit 2 Steinchen.
Ungenannt 2 silberne Löffel, 3 Mark in Silber, 1 Ring mit 5 Steinchen und 3 Nadeln.
Ungenannt aus Holzheim 1 Ring. 1 Obrring. Kleinigkeiten
Ungenannt aus Holzheim 10 Mark in Silber, 2,50 Mark in Silber, 1 goldenes Kreuzchen.
Ungenannt von Neuß 2 Fünfmarkstück in Silber.
Ungenannt von Neuß 1 Kreuzchen.
Von einem Mitglied d. 3. Ordens 1 Fünfmarkstück in Silber.
Ungenannt von Neuß 5 Mark in Silber.
Ungenannt von Neuß 3 Ohrringe, 5 Mark in Silber.
Ungenannt aus der Umgegend Neuß 15 Mark in Silber."
Ungenannt von Neuß 60 Mark in Silber a 1 Markstücke, 50 Mark in Gold a 10 Markstücke.
Ungenannt aus Holzheim 1 goldenes Kreuzchen mit Kette.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 49. Sonntag, 7. Dezember. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 7. Dezember: Ambrosius.
Montag, 8. Dezember: Mariä Empfängnis.
Dienstag, 9. Dezember: Eucharius.
Mittwoch, 10. Dezember: Melchiades.
Donnerstag, 11. Dezember: Damasus.
Freitag, 1. Dezember: Maurentius.
Samstag, 13. Dezember: Lucia.

Sonntagslesung.

Geduld im Kampfe gegen das Böse.

Geduld ist ein unentbehrliches Ding; denn dieses Leben hat so viel Widriges, daß man ohne Geduld nicht wohl durchkommen kann. Immer gibt es etwas Unangenehmes, was man leiden, eine Versuchung, gegen die man kämpfen muß.

So ist es wirklich, aber Gott will auch nicht, daß wir einem Frieden nachlaufen, der uns in Hinsicht auf alle Versuchungen und Leiden einen Freiheitsbrief mitbrächte. Wir müssen eben durch mancherlei Drangsale geläutert werden. Oder glauben wir etwa, daß die, welche nach dem Geiste der Welt leben, weniger zu leiden haben?

Sie haben, meinen wir, doch auch viele Freuden zu genießen und weil sie tun können, was sie wollen, sind ihre Drangsale nicht gar groß. Große Täuschung! Wie lange besteht denn für sie dieses vermeintliche Paradies? Wie bald schwindet alle Herrlichkeit dahin? Aber auch hier, so lange dieses Leben währt, können sie nirgends wahre Ruhe finden; denn Bitterkeit, Furcht und Ueberdruß mischen sich in alle ihre Freuden. Und gerade das, worin sie Freude suchen, bringt ihnen oft viel Leid und Sorgen.

Hältst Du Dich aber allein an Gott, so wirst Du bei ihm eine Quelle der Freude und eine Fülle des Trostes finden, jenen Frieden, den die Welt nicht geben kann. Aber anfangs wird es Dir manchen heißen Kampf kosten und Du wirst Dich durch manche finstere Stunde durchschlagen müssen, ehe Du dahin gelangst.

Thomas von Kempen III, 12.

Herr, mein Gott, ich weiß und sehe,
Daß Geduld mir sehr von Nöten
Sind nicht Widerwärtigkeiten
Ueberall, wohin wir treten?

Das hl. Bußsakrament als Mittel der Charakterbildung.

II.

Die Macht der Sündenvergebung übt aber auch auf die Verekelung des einzelnen Menschen wie die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft einen guten Einfluß aus. Das hl. Bußsakrament und die mit demselben verbundenen Akte der Gewissenserforschung, der Reue, des guten Vorsatzes, des Sündenbekenntnisses und der genugtuenden Bußübung sind ein vorzügliches Mittel, wenn ich einmal modern mich ausdrücken soll, der Charakterbildung.

Was und wie viel spricht man heute von Charakter und Charakterbildung. Jeder Vater will aus seinem Kinde einen Charakter machen, und jeder junge Mann und jedes junge Mädchen will ein charaktervoller Mensch werden. Aber mit Reden und Lehren und bloßen Wünschen wird man noch kein Charakter. Ein Charakter sein heißt nichts anders, als ein guter, sittlich reiner, seiner Ueberzeugung treu bleibender, zuverlässiger, jede Lüge und Heuchelei verabscheuender Mensch, mit einem Wort ein lauterer Charakter sein. Das wird man aber nicht ohne Zucht.

Wie leicht nehmen es aber heutzutage manche Eltern mit der Zucht und wie wenig wollen die Kinder davon wissen. Man sage sich einmal: Wo können in einem Hause gute Kinder erzogen werden, wenn der Vater selbst seine eigenen Leidenschaften nicht zu zügeln vermag und selbst die Mutter, wie es heute so vielfach geschieht, Wege wandelt, auf denen alle weibliche Scham und Würde unter die Füße getreten wird.

Man schreibt und liest heute so oft von der Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit der Jugend, und doch möchte man fast meinen, manche Eltern verdienten eher die Rute, als ihre verwahrlosten Söhne und Töchter, und wenn ich keine andere Wahl hätte, möchte ich lieber mit diesen, als mit deren Eltern in das Gericht Gottes gehen.

Vor Zeiten lebte ein berüchtigter Strauchdieb, Balthasar Weber mit Namen, eine Art Schinderhannes. Auf dem Wege zum Richtplatze, wo er enthauptet werden sollte, machte er seinem ihm zugewiesenen Begleiter gegenüber die Bemerkung, nun habe er noch einen Herzenswunsch: nur eine kleine Weile möchte er frei sein, um noch einmal etwas Großes stehlen zu können. Als man ihm staunend diesen letzten Wunsch als recht unchristlichen verwies, erwiderte der Räuber: „Ja, das wollt' ich, ich würde aber das Geld nehmen und dafür mein armes Kind gut erziehen lassen. Es wird doch zu Grunde gehen."

Furchtbar, und doch dürfen wir den Mann nicht zu hart verurteilen. Es war ein letzter Aufschrei, eine letzte drohende Handerhebung gegen diejenigen, die ihm eine schlechte Erziehung gegeben. Er hatte in seinem Leben kein anderes Handwerkszeug brauchen lernen, als Stehlen, Rauben und Morden, und da will der beklagenswerte Mann dieses Handwerkszug vor seinem Tode noch einmal gebrauchen, um wenigstens sein Kind gut erziehen zu lassen, daß es doch nicht auf Wege gerate, die man ihn geführt und die auf dem Schaffot endigen sollten.

Aber auch in den Fällen, wo nicht eine schlechte, nachlässige Erziehung von vornherein alles verdirbt, ist es nicht leicht, ein charaktervoller Mensch zu werden. Wie soll überhaupt ein fester, ein überzeugungstreuer, der Wankelmütigkeit nicht unterworfener, nicht von jedem Winde hin und her getriebener Charakter herauswachsen aus dem Zickzack von Gefühlen, Neigungen und Trieben, in denen man sich fast wie von selbst gehen läßt, wenn nicht eine starke Hand uns die Wohltat erweist, das Krumme gerade zu biegen und das Unebene eben zu machen! Und das tut unsere heilige Religion. Sie gibt durch ihre Glaubensregeln in dem Wirrwarr der Meinungen unserem Denken und durch ihre Sittenlehre unserem Willen die feste Richtung.

Schon unter diesem Gesichtspunkte allein als Hilfsmittel bei der Erziehung ist das Bußsakrament eine Einrichtung, für die wir Gott nicht genugsam danken können. Sogar solche Eltern und Väter, die für sich die Beichte fürchten, wie der Krebskranke das Messer des Arztes, als Mittel der Charakterbildung wissen sie doch noch die Beichte zu schätzen, wenn sie ein Kind haben, an dem alle Versuche der Erziehung zu scheitern drohen. Das letzte, was sie dann versuchen, sie bringens zur Beichte. Es ist zwar ungerecht genug, vom Priester zu verlangen, er solle in 5 Minuten an einem Kinde, das man ihm zur Beichte wie zur äußersten Strafe zuführt, gut machen, was vielleicht durch 10 Jahre einer verkehrten Erziehung ist verdorben worden, gleichwohl liegt aber in der Zuführung zum Beichtstuhl das Geständnis, daß der Beichte eine Kraft der Besserung des

Charakters innewohnt, die selbst dann noch Hoffnung auf Erfolg bietet, wenn alle übrigen Zuchtmittel versagen.

Doch, wenn nun auch Glaube und Sittenlehre uns sagen, welche Fahrtrichtung unser Lebensschifflein einhalten muß, wenn wir nicht durch eigenes Rudern den uns entgegenstehenden Wellenschlag überwinden, kommen wir nicht vorwärts. Und hier müssen wir auf einen wichtigen Punkt aufmerksam machen.

Die eigentliche Wurzel aller unserer Fehler, auch unsere Charakterfehler, das ist der Stolz, die Eitelkeit, die Eigenliebe, das sich überhebende Selbstbewußtsein, das Sichetwasenbilden auf sein Wissen und Können.

Ein alter Spruch sagt mit Recht: des Menschen größter Feind ist der Mensch selbst, das kleine „Ich", das wir überall mitnehmen, das mit uns über die höchsten Mauern klettert und mit uns eintritt in die kleinste Zelle, das jede Stunde und an jedem Ort sein Händchen aufhält, und wie ein Jude sagt: „Nichts zu handeln, nichts zu mauscheln, nichts für mich." Der geschworene Feind aber aller Schmeichelei und Heuchelei gegen uns selber, der die ungeordnete Selbstliebe und Selbsttäuschung bei gutem Gebrauche immer mehr zu töten vermag, das ist gerade das hl. Bußsakrament. Da sieht sich der Mensch in seiner ganzen Armseligkeit, da erkennt er, wie wenig Grund er hat, stolz zu sein und wie wenig Berechtigung, mit dem Pharisäer zu sagen: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen", und wo einer sonst in der Welt sich rühmen will vor den Menschen, was er alles wisse, könne, tue und ließe, da, an dem kleinen Gitterchen des Beichtstuhls sieht er sich durch sein Bekenntnis genötigt, mit dem armen Zöllner an die Brust zu schlagen und demütig zu sagen: „Herr, sei mir armen Sünder gnädig."

Wohl zu keiner Zeit, möchte ich meinen, ist der Stolz und der Hochmut so ins Kraut geschossen, wie in unsern Tagen. Fällt es einem nicht auf, wenn man in der Elektrischen fährt oder auf der Eisenbahn, wie Mädchen und Jünglinge von kaum zwanzig Jahren laut über alles absprechen und über die tiefsten Fragen der Religion und der Politik ihr Urteil abgeben, als wären sie die ersten Gottesgelehrten und gehörten zu den Abgeordneten der Nationalversammlung?

Haben wir auch schon einmal darüber nachgedacht, wie das eigentlich kommen mag? Der berühmte Kulturhistoriker Riehl hat einmal die Meinung ausgesprochen, zum Parlament sollten eigentlich nur die Familienväter wahlberechtigt sein, denn Staat und Gesellschaft entwickle sich aus der Familie, darum hätte der Familienvater das beste Verständnis auch für das politische Leben.

Nun hat aber unsere neue Zeit die 20jährigen schon für reif erklärt, bei der Wahl ihr Urteil in die politische Wagschale zu werfen. Das ist wohl in erster Linie geschehen, weil man das Gefühl hatte, daß, wer für Staat und Gesellschaft im Kriege drei Jahre sein Leben hinzugeben bereit gewesen, soll der nicht mitbestimmen dürfen bei den Gesetzen, die dem Wohle des Vaterlandes dienen?

Aber man darf doch auch entgegenhalten: reif sein zum Kampfe, und jugendliche Kraft einsetzen zu können zum Siege in blutigen Schlachten ist nicht dasselbe, wie reif sein im politischen Urteil. Man weiß doch aus eigener Erfahrung, wie man als Zwanzigjähriger, und da saß man doch noch lernend zu den Füßen erfahrener Männer als unserer Lehrer, ein wenn auch begeisterter, doch immer ein von augenblicklichen Eindrücken abhängiger Wirrkopf gewesen. — Nun aber sind über Nacht eine Menge blutjunger Leute und das sogar das flüchtige Geschlecht der Mädchen, zur politischen Geltung gekommen und Mitbestimmer der Gesetze und der Verfassung geworden.

Und so etwas sollte den jungen Leuten nicht in den Kopf steigen, daß sie sich nun bald als politische Kenner dünken und großsprecherisch mit einer leichten Handbewegung Fragen lösen, über die sich die gelehrtesten Leute die Köpfe zerbrochen. Da wundere sich noch Jemand über die Verwirrung aller Begriffe, die wir heute vor uns sehen, über das Schwadronieren und Raisonieren und Besserwissenwollen, von dem der Mund der meisten Leute triefe, über das Herumirreißen und die Verhöhnung alles dessen, was gut Gesinnten bis dahin als heilig gegolten.

Noch vor kurzem hat die stürmischen Kundgebungen, die Hindenburg und dem verflossenen Kaisertum galten, der Ministerpräsident Hirsch auf politisch unreife junge Leute zurückgeführt. Sind nun die jungen Leute politisch reifer, die sich in Demonstrationen zur Verherrlichung der Revolution gefallen?

Kehrt aber die junge Welt nicht zur Bescheidenheit zurück, kehrt sie auch nicht zur Tugend zurück, denn die Grundlage, das Fundament jeder Tugend ist eben die Demut. Und dieser Geist des Dünkels und der Eitelkeit, des Aufsicheingebildetseins, ja des Hochmutes erfaßt, auch diejenigen, in denen früher der bescheidene Gehorsam etwas Selbstverständliches war. Wie oft hört man jetzt die Klage, die jungen Leute wollen sich nichts mehr sagen, sich nichts mehr gefallen lassen, meinen, alles besser zu wissen, alles besser zu können und machen zu können, sie sind wie von Glas und wie ein aus Ton gebackenes Töpfchen, stößt man nur eben daran, geht es in Scherben.

Wie empfindlich sind oft die Hausmädchen. Sie können keine kleine Demütigung, keine vermeintliche Zurücksetzung ertragen. Mucken sie auch nicht direkt gegen die Vorgesetzten auf, so sind sie doch einige Tage in übler Laune, mucksig und gänzlich ungenießbar.

All das, und dazu der häßliche Neid, die scheele Mißgunst entspringt dem Hochmute. Die Quelle unserer Fehler zu verstopfen, dieser vielköpfigen Hydra des Stolzes das Haupt abzuschlagen, dieser Schlange den Kopf zu zertreten, diesen Rattenkönig der Eitelkeit mit all seinen in einander verwickelten geistigen Schwänzen zu töten, dazu gibt es kein besseres, kein geeigneteres, kein wirksameres Mittel, als den frommen Empfang des Bußsakramentes. Hier an dem kleinen Fensterchen lernt jede eitle Seele dem Stolz widersagen und in Demut sich niederknien und sprechen: „Ich armer, sündiger Mensch."

Freilich kann die Beichte diese Wirksamkeit nur dann üben, wenn derjenige, der das Bußsakrament empfängt, das als hl. Verpflichtung gegen Gott ansieht, der Herzen und Nieren durchforscht und zweitens als Verpflichtung, alles, das Erste und Letzte, was im Innersten sich regt, die Tat wie die Gesinnung, das Offenkundige, wie das Geheimste, und dieses gerade vor allem, ungeschminkt aufzudecken. Wer in der Beichte seine Sünden verschweigt, sie bemäntelt, sein Inneres zustatt aufdeckt, für den muß die Beichte verderblicher wirken, als wer gar nicht beichten geht. Mißbraucht, und was kann der Mensch, zumal die leichtsinnige Jugend nicht mißbrauchen, kann die Beichte vollends den Charakter verderben, indem sie dann anstatt Geradheit erst recht Verstellung, Heuchelei und Selbstbetrug fördert.

Großmütterchens Brautkranz.

(Aus der Mappe einer Dreiundachtzigjährigen.)

Großmütterchen steht sinnend vor dem Schranke,
Der ihres Zimmers schönste Zierde war;
Sie nimmt daraus die dürre Myrtenkranke
Die einst ihr Haupt geschmückt am Traualtar,
Die Blättchen sammelt sie, die abgefallen,
Indem die Hände zitternd sich bemühn,
Denkt sie an den, den sie geliebt vor allen,
Sie denkt der Zeit, wo noch die Myrte grün,
Die Zeit ist hin, — trübseliger Gedanke,
Du paßt nicht zu dem heutigen Namensfest.
Die Blätter barg sie wieder in dem Schranke,
Vom kurzen Glück, ein kleiner fahler Rest.
Nun eilet sie, sich festlich anzukleiden,
Das Seidenkleid, sie trug es einst als Braut;
An seinem Glanz muß sich ihr Auge weiden,
Als hätt' sie's heut zum erstenmal geschaut.
Sie legt es an, und auch die Spitzenhaube
Setzt sie sich auf, die ihr so prächtig steht; —
Gewiß sind schon die Gäste in der Laube,
Wie hurtig doch die liebe Zeit vergeht.
Sie wünscht so sehr, daß alle, alle kommen,
Gebäck und Kuchen stehen schon bereit;
Die Enkelin hat's freundlich übernommen
Tee zu bereiten für die Festlichkeit.
Großmütterchen erscheint, der Tee wird aufgetragen,
Glück- und Segenswünsche haben sie erfreut,
Die Kleinen wußten Sprüche herzusagen
Und haben Blumen vor ihr hergestreut.
Nun soll der Tee auch allen trefflich munden,
Die Torte wird zerteilt und umgereicht,
Sie wird sehr fein, recht delikat befunden
Und nun probiert man auch den Tee sogleich.
„Hui welch ein Trank, wie kann man den genießen,"
So rufen alle, „und wie stark der riecht."
„O, danke schön, bitt' mir nichts einzugießen",
Großmütterchen weiß nicht, woran es liegt.
Sie läßt nun Lieschen aus der Küche kommen,
Ein streng Verhör wird mit ihr angestellt;
Wo hast du denn den Tee nur hergenommen,
Ei, sag uns nur, wo wächst der in der Welt?"
„Ich fand im Schrank ihn, in der weißen Düte,
Die Blättchen waren alle schön und ganz."
Großmutter ruft: „O Herr, du meine Güte,
Das war mein lieber, alter Myrtenkranz."

Klosterberuf.

(Ansprache bei einer Gelübdeerneuerung am Tage Mariä Opferung 21. Nov.)

Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben.

Ehrwürdige Schwestern! Schöne Tage liegen hinter Euch, die Tage der Exerzitien. Ihr habt in ihnen euer Leben noch einmal ganz unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit gestellt, habt im Lichte der ewigen Wahrheiten euch Rechenschaft gegeben über euren Seelenzustand, habt euer geistiges Soll und Haben betrachtet, das Soll der Tugend mit dem Defizit der Fehler verglichen.

Ihr habt noch einmal hineingeleuchtet in die letzten Falten eures Gewissens, um in aufrichtiger Selbsterforschung, weniger, um die kleinen Unvollkommenheiten, Fehler und Verstöße, die ja in jedes, auch des besten Menschen Leben im Laufe des Jahres wie Fledermäuse mit leichtem Flügelschlag fast unbemerkt herumgeflattert sind und immer wieder hineinflattern, zu erhaschen; ihr habt vielmehr das Nestchen untersucht, in dem diese Fehler sich entwickeln haben, d. h. ihr habt durch ernstes Eingehen in euer Inneres zu erfahren euch bestrebt, welche Charaktereigenschaften, welche Gesinnung, welche Neigungen, welcher Mangel an Wachsamkeit, welche Scheu vor Abtötung und Selbstüberwindung, welches träge Sichgehenlassen diese kleinen Sündenvögel ausgebrütet haben und immer noch ausbrüten.

Ihr habt dann in einer guten Exerzitienbeichte den einjährigen Staubmantel der Sünde ausgeklopft und stehet nun, wohlvorbereitet vor den Schlußakte der Exerzitien, der feierlichen Gelübdeerneuerung. Was hat es denn mit der Gelübdeerneuerung für eine Bewandtnis, was will sie bedeuten? Man sagt: Im Frühling erneuere sich die ganze Natur, d. h.: wie im Jahre vorher und wie in jedem Jahre kommen wieder Blätter und Blüten, sprießen wieder in Gärten und Feldern, auf Wiesen und Auen Gräser und Blumen. Man spricht von einer Erneuerung des Hauses. Was geschieht dann? Das Dach wird renoviert, mit neuen Tapeten werden die Wände tapeziert, Türen und Fenster frisch angestrichen, der Fußboden neu gedielt oder mit neuen Platten belegt, kurz, alles geschieht wieder am Hause, was daran geschehen muß, als man es neu erbaute.

So ist es auch bei der Gelübdeerneuerung. Da sollen noch einmal wieder die Blumen der guten Vorsätze ihr Köpfchen in die Höhe strecken, wie sie es an dem ersten Frühlingstage eures Ordenslebens taten, wo ihr eure heiligen Gelübde ablegtet, da soll das Haus eurer Seele in allen Teilen noch einmal so wiederhergestellt und verschönert werden, wie es war, als ihr zum ersten Male mit Kränzchen im Ordenskleid euch der klösterlichen Gemeinde zeigtet.

Ihr müßt euch also heute in den Augenblick zurückversetzen, wo ihr an der Pforte des Ordensstandes standet, um durch Ablegung der hl. Gelübde einzutreten in euren schönen hohen Beruf.

Das war damals ein Abschied von allem, ein volles Lebewohl an die Welt. So viele eurer Altersgenossen ließet ihr ziehen den gewöhnlichen Lebensweg. Ihr aber wähltet den anderen weniger betretenen, schmäleren, rauheren, steileren. Ihr ließet rückwärts liegen das Land irdischer Hoffnungen und Träume und wandtet euch vorwärts, dem Lande der Verheißung zu, dem Lande, wo euch die Namen Bethlehem, Nazareth und Golgatha entgegenwinkten.

Ihr wurdet im wahren Sinne Bräute Christi, Bräute eines sehr großen Königs. Einen Bräutigam habt ihr da erkoren, von dem vor 1600 Jahren einmal eine hochgesinnte Jungfrau gesprochen: „Schon in dieser Welt ist er reich und erhaben an Macht, unvergleichlich aber im Himmel." Wenn ihr einen ähnlichen Bräutigam mir bietet, so weise ich die Wahl nicht zurück, könnt ihr aber einen solchen nicht ausfindig machen, so beläßtigt mich nicht, wenn ich dem, den ich mir erwählte, treu bleibe.

Ihr wißt, liebe Schwestern, als die klugen Jungfrauen, die mit brennenden Lampen dem Bräutigam entgegenharrten, und nun, als er um Mitternacht kam, mit ihm einzogen in den Hochzeitssaal, da steht im Evangelium: et clausa est janua, die Türe ward geschlossen. So habt auch ihr bei der ersten Gelübdeablegung die Tore der Welt hinter euch geschlossen, und tratet ein in eine neue Welt.

Ihr wolltet in dieser neuen Welt keinen anderen, als euren bescheidenen Klosternamen tragen. Ihr wolltet keine Rolle mehr spielen in der Welt, die ihr verlassen, geschieden sein von ihr durch das freiwillige Gefängnis der Klausur, geschieden aber auch von ihr durch eure Grundsätze und die heilige Strenge eures Lebens.

Ihr wolltet von nun an nur Jesus Christus und damit auch alles lieben, was ihm teuer ist. Ihr wolltet lieben die Kirche und den Glauben, den sie euch verkündet, ihr wolltet lieben die Seelen, die er mit seinem kostbaren Blute erkauft hat. Und da hat er gerade euch in eurer schönen Genossenschaft gewürdigt, in einem ganz bevorzugten und eigentlichen Sinne seine Helferinnen zu werden.

Zu suchen, was verloren war, nennt der göttliche Heiland seinen Beruf. Das ist auch der eurige. Den verirrten Schäfchen nachzugehen, das hält er so sehr für seine Erlöseraufgabe, daß er mit Nachdruck sich der Welt mit den Worten vorstellt: „Ich bin der gute Hirt" und er die Versicherung: ich gebe mein Leben für meine Schafe, in buchstäblichem Sinne erfüllt hat. Schwestern vom guten Hirten seid auch ihr. Heilandswege sind die eurigen, in des Heilandes Spuren setzt ihr euren Fuß, des Heilandes Arme, die das arme Schäfchen auf die Schultern nehmen, sind die euren, und das die Sünder liebende Herz des Heilandes, warm soll es schlagen in eurer Brust.

Aber ihr habt mit eurer Gelübdeablegung auch eine schwere Aufgabe übernommen. Euer Beruf kostet Opfer. Die Liebe zu Christus ist keine weichliche und selbstsüchtige Liebe, sondern eine strenge, opferfreudige Liebe. Der Ordensstand ist auf seinem ganzen Wege mit Opfern geradezu besäet. Je tiefer es in den Ordensstand hineingeht, und je länger man im Ordensstande lebt, desto mehr findet man, daß er ein Kreuzweg ist. Der Ordensstand fordert tägliche, beständige Ueberwindung, einen steten Kampf mit dem eigenen rebellischen Ich, mit den bösen verderblichen Neigungen, mit den Einseitigkeiten, Schwächen und Fehlern unseres Charakters.

Nur eine Schwester, die Verständnis und Wille zu solchen Opfern hat, die allein ist des gekreuzigten Heilandes wert. Für eine Schwester aber, die das nicht begriff oder begreift, hätte das „Insklostergehen" keinen Zweck und es wäre auch für sie nicht der Weg zum Frieden. Nur wer mit ganzem, großmütigen Herzen dem Ziele des Ordensstandes, der Vollkommenheit, zustrebt, wird im Kloster ein glücklicher Mensch, dann aber auch glücklicher als Tausende und Millionen hinieden.

Seht, liebe Schwestern, das sind die Gedanken, die euer Herz erfüllt haben an dem Tage, da ihr zum ersten Male die hl. Gelübde abgelegt habt. Wollet sie am heutigen Tage noch einmal aus der ganzen Innigkeit eures Herzens erneuern!

Und nun lasset mich euch noch hinweisen auf das schöne und liebliche Muttergottesfest, das wir heute begehen: „Mariä Opferung". Welch schönes Wort! Ich wünschte, alle Schwestern trügen diesen Namen, denn in ihm liegt der ganze Ordensberuf.

Heute geht die kleine Maria an der Hand der Mutter Anna die Tempelstufen hinauf, um in die Ordensgemeinde der Tempeljungfrauen eingereiht zu werden. Doch dieser Opfergang ist nicht der einzige für sie gewesen. Sie hat noch einmal später den Opfergang zum Tempel getan, um ihr göttliches Kind dem Herrn zu schenken und aufzuopfern. Und da steht der alte greise Simon an der Tempelpforte und wie er Maria, die Mutter des Kindes sieht, da sieht er in der Ferne auch schon das Schwert blitzen, das das Herz dieser Schmerzensmutter durchbohren soll.

Und noch einmal sehen wir Maria, die liebe Gottesmutter, einen Opfergang tun. Es war der letzte, aber auch der schwerste und schmerzlichste. Er führte nach Golgatha und dort soll sie ihren Sohn am Kreuze sterben sehen.

Dann aber kommt für sie noch ein, der allerletzte Gang. Man nennt ihn nicht Mariä Opferung praesentatio Mariae, sondern dormitio Marine Mariä Hinigang. Es war ihre Aufnahme in den Himmel, wo die Engel sie als ihre Königin umjauchzen.

Ihr, liebe Schwestern, habt durch eure erste Gelübdeablegung mit Maria den ersten Opfergang getan und seid in die liebe Genossenschaft nicht der Tempeljungfrauen, aber der Frauen vom guten Hirten eingetreten. Heute versprecht ihr dem lieben Gott von neuem, ihr wollet ihn, diesen Opfergang, auch weiter wandeln. Und wenn ihr nun auch wirklich treu ihn gehrt, wie schön wird dann euer letzter Opfergang, das Sterben sein!

Denke einmal eine jede von euch in diesem Augenblicke, sie wäre gestorben und läge da draußen als Leiche im Sarge in der Totenkammer. Gerade so, wie am Tage der Einkleidung oder Gelübdeablegung, die Kreuzchen auf dem das tote, bleiche Haupt umhüllenden Schleier, die kleine Gelübdetafel in den kalten Händen.

Da treten die anderen Schwestern herein, um für Dich ein Vater unser zu beten. Wie schön, wenn sie Dir dann alle wehmütig eine Träne nachweinen in dem Gedanken: Sie, die da liegt, war eine so gute Schwester. Wie schade, daß wir sie verlieren mußten: Lauter Liebe, lauter Freundlichkeit, lauter Entgegenkommen, lauter Gefälligkeit, lauter Sanftmut und Geduld, ein Beispiel und Vorbild für uns alle.

Und denkt euch einmal, wenn dann auch die Engel durch die Türe hereinflögen, um sich das Schwesterchen einmal anzusehen, das bestimmt ist, in ihrem Himmelschor das Lob Gottes mitzusingen. Wie schön, wenn dann die Augen der Engel aufleuchten, und sie ihre Flügel auf Dich zu bewegen, als wollten sie dich schon gleich hinauf tragen, dann aber sich gegenseitig zuflüstern: Wie unschuldig, wie fromm! wert ist sie, unsere Genossin zu werden.

Und wenn dann auch der Heiland selber käme zur Leichenschau und hereinträte, die tote Braut zu besuchen. Wie schön, wenn er, der Allwisser dann sagen könnte: Du gute Braut, wie hast Du mich geliebt. Wohl hast Du mich erst spät erkannt, nicht sündenfrei war immerdar Dein Wandel, aber seit dem Tage, wo Du meine Braut geworden, hast Du mir nie die Treue gebrochen.

Wohl spricht er nicht zu Deinem entseelten Körper wie einst zu des Jairus Töchterchen: „Talitha kum, Mägdelein steh auf", das wird erst sein, wenn die Posaunen am jüngsten Tage erschallen. Aber Deine Seele haben die Engel bereits nach oben getragen und dort ist Christus selbst Dir entgegen gekommen und hat Dich als seine Braut zu seinem Hochzeitsmahle geführt.

Nicht wahr, liebe Schwestern, möchtet ihr nicht wünschen, es wäre so bei eurem Tode? Seht, wenn ihr sterbet, werden nicht Tausende und Zehntausende in geschlossener Reihe an eurem Sarge vorüberziehen, um eine schöne Leiche zu sehen, wie beim verstorbenen Herrn Kardinal. Aber, liebe Schwestern, ein wie schönes Zeugnis das war für die Verehrung und Liebe, die man unserm teuren Oberhirten entgegengebracht, dies alles und der ganze Pomp des Leichenbegängnisses entschied nicht über sein ewiges Schicksal. Das tat nur, daß er mit dem Apostel sagen konnte: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt, mir ist nun hinterlegt die Krone der Gerechtigkeit."

Liebe Schwestern! Greift auch ihr am heutigen Tage noch einmal mit innigem Verlangen, mit beiden Händen nach der Himmelskrone, aber, wie die hl. Katharina von Sion zuerst auch nach der Dornenkrone, die euch hier auf Erden das Ordensleben flicht. Kämpft den guten Kampf mit den ungeordneten Neigungen, bewahrt den Glauben als euren kostbarsten Schatz, lebt nach den Geboten Gottes im Rahmen eurer hl. Gelübde und Regel. Ist dann euer Lauf vollendet, schreitet dann am Ende eures Lebens der Tod durch die Türe herein, dann erschreckt Ihr nicht vor ihm als dem dürren Knochenmann mit der großen Sense, sondern begrüßt ihn als friedlichen Gottesboten, der die Lichtfackel in der Hand trägt, um durch das Dunkel des Grabes zu leuchten, damit ihr mit eurem Lebensschifflein sicher landet am himmlischen Gestade. „Sei getreu bis in den Tod, und ich will Dir die Krone des Lebens geben."

Wiederkehr am Weihnachtsabend.

Aus der Mappe einer Dreiundachtzigjährigen.

An dem Fenster sitzt die Mutter, — Macht gar feine Stickerei'n — An der Wiege sitzt der Knabe, — Wiegt das kranke Schwesterlein. — Mutter legt die Hände nieder — In den Schoß und seufzet schwer; — Ach, daß all ihr Glück entflohen — Fühlt sie heute umsomehr. — Sacht der Mutter Träumen rinnen — Auf die feinen Stickerei'n, — Kindlein in der Wiege drinnen — Schlummert endlich wieder ein. — Knabe fragt, o Mutter sage, — Kommt nicht unser Vater bald, — Oder hat im fremden Land er — Sich verirrt im großen Wald? — Auf den Schoß der Mutter klettert — Karlchen, der sie herzlich küßt; — Komm doch Mutter, sieh dein Aennchen, — Wie es schlummert, sei's gegrüßt; — Zieht sie bei der Hand zur Wiege, — Wo es liegt, die Wänge rot, — Doch ein Weheruf verkündet, — Daß ihr Liebling starr und tot. — Jahre kamen, Jahre schwanden — In des Zeitmeers Flut dahin; — Nimmer kam vom Manne Kunde — Zu der armen Stickerin. — Doch ein' Trost gab Gott der Armen — In dem nun erwachsenen Sohn; — Freudig brachte er der Mutter — Seiner Arbeit Wochenlohn. — Eines Abends saßen beide — In dem trauten Kämmerlein, — Feiern Weihnacht-Abend heute — Bei der Kerzen hellem Schein. — Auf dem Flur erschallen Tritte, — Scheint ein Fremder wohl zu sein. — Beide horchen, — ja, da klopft es, — Freundlich rufen sie: herein! — Zagend, folgend ihrem Rufe, — Dicht in weichen Pelz gehüllt, — Tritt ein, Herr ein mit der Frage: — „Wohnet hier Johanna Wild?" — Ja, sie wohnt hier, bin es selber, — Spricht die Frau und schaut ihn an. — Doch, wie wird ihr, — solche Augen, — Solche Stimme hat ihr Mann. — Nun, Franz Wild und ich sind Freunde, — Weit in Südamerika; — Er schickt euch viel liebe Grüße — Und das Gold im Beutel da. — Nicht das Gold, ach nur die Grüße — Freu'n mein Herz, das so viel litt; — Sagt ihm, daß ich für ihn bete; — Doch sein Gold nehmt wieder mit. — Kämt' er selber, arm, verlassen, — Her zu mir und seinem Sohn; — Sagt ihm, er Herr, daß diese Freude — Größer sei als Geldeslohn." — Bart und Mantel